

Andreas Thier, Lea Schwab (Hrsg.)

# 1914

**vdf**

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Interdisziplinäre Vortragsreihe der Eidgenössischen Technischen  
Hochschule Zürich und der Universität Zürich

Herbstsemester 2014

## **Dem Gedenken von Rüdiger vom Bruch**

(\*19. Dezember 1944; † 20. Juni 2017)

Coverabbildung: Bundesarchiv, Koblenz, Bild 183-R05148 / Foto: o. Ang.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Reihe Zürcher Hochschulforum, Bd. 56

© 2018

vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung  
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages  
unzulässig und strafbar. Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-  
verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-7281-3636-7

[www.vdf.ethz.ch](http://www.vdf.ethz.ch)

[verlag@vdf.ethz.ch](mailto:verlag@vdf.ethz.ch)

## Inhaltsverzeichnis

11 Vorwort

ANDREAS THIER

13 Einleitung

### **Politische und militärische Entwicklungsdynamiken vor, in und nach dem Großen Krieg**

JÖRN LEONHARD

23 Die Inkubation des Krieges, oder: Wann beginnt die  
Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs?

RUDOLF JAUN

53 Strategie, Taktik, Technologie: Wandel der Kriegführung  
1914–1918

HERFRIED MÜNKLER

71 1914–1918. Lernen im Krieg, lernen aus dem  
Krieg. Der Erste Weltkrieg als Schlüsselereignis der  
europäischen Geschichte

DIRK SCHUMANN

85 Gewaltformen und Gewalterfahrungen des Krieges

### **Recht, Rechtswissen und Kriegsgeschehen**

OLIVER DIGGELMANN

105 Völkerrecht und Erster Weltkrieg

ARND BAUERKÄMPER

- 133 Zivilgesellschaften im Ersten Weltkrieg.  
Das Verhältnis von Sicherheit und Menschenrechten am  
Beispiel des Umgangs mit zivilen Feindstaatenangehörigen

### Ökonomien des Krieges und der Krise

JAKOB TANNER

- 177 „Maximum slaughter at minimum expense“:  
Die ökonomische Logik der Kriegsführung und die Rolle  
der Kriegswirtschaft

MARC CHESNEY

- 207 Vom Großen Krieg zur permanenten Krise

### Gesellschaftliche Diskurse hinter den Fronten

CARLO MOOS

- 225 Neutralität und innere Krise: Die Schweiz im Ersten Weltkrieg

GEORG PFLEIDERER

- 247 Die deutschsprachige protestantische Theologie und der  
Erste Weltkrieg

RÜDIGER VOM BRUCH (†)

- 273 Zwischen den „Ideen von 1914“ und Pazifismus.  
Intellektuelle und der Krieg

### Geschlecht und Körperlichkeit im Krieg

KAREN HAGEMANN

- 293 Soldatenfrauen, Krankenschwestern und Etappenhelferinnen:  
Fraueneinsatz im Ersten Weltkrieg

FLURIN CONDRAU

- 321 Medizin im Ersten Weltkrieg

JULIA BARBARA KÖHNE

- 343 Neuropsychiatrische Kinematographien weiblicher und  
männlicher Hysterie, 1899 – 1908 – 1918

- 381 Autoren und Herausgeber

Jörn Leonhard

### **Die Inkubation des Krieges, oder: Wann beginnt die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs?**

Ein Jahr vor den Schüssen von Sarajewo am 28. Juni 1914 war in Berlin bereits in fünfter Auflage ein Roman erschienen. Er schilderte in der damals populären Form einer Zukunftsfiktion den möglichen Ablauf eines Kriegsausbruchs und einer allgemeinen Mobilmachung in Deutschland: „Von Mund zu Mund wurde es geflüstert. Mit Windeseile flog die Sorge über die Riesenstadt und hinterließ eine bleierne Ruhe. Die Büros wurden geschlossen, die Fabriken machten Feierabend, der Kaufmann ließ die Jalousien vor dem Ladenfenster herunter, die Restaurants waren leer. Blasse Männer eilten nach Hause. Die Bahnen in die Vororte wurden bestürmt. Von Jubel war nirgendwo etwas zu bemerken, aber auch nicht von Angst. Ein entschlossener Ernst sprach aus allen Gesichtern. Um vier Uhr war Berlin wie ausgestorben. Gegen fünf Uhr strömte es von den Vororten wieder nach Berlin herein. Heute Abend musste die endgültige Entscheidung fallen [...] In geschlossenen Gruppen zog die Menge durch die Straßen. Viel gesprochen wurde nicht. Auch für die Polizisten gab es keine Arbeit. Ein Bann lag über allem [...] Da kam Leben in die Menge. Ein Strom floss die Linden herunter. Plötzlich leuchteten die elektrischen Lichtreklamen, die bisher erloschen waren, auf. Ihre Flammenzeichen schrien hinaus: Krieg, mobil! Und die Menge schrie mit: ‚Krieg, Krieg‘.“<sup>1</sup> Ausgangspunkt dieses Zukunftsromans „Krieg-mobil“ war die Situation in der deutschen Metropole nach dem Eingang eines russisch-französischen Ultimatums.

Der große Erfolg dieses und vieler anderer Zukunftsromane unterstrich, wie sehr der Krieg die Zeiterwartungen der Menschen 1913 prägte. Aber war der große Krieg deshalb determiniert? War er eine gleichsam naturnotwendige Konsequenz aus immer kürzer aufeinanderfolgenden Krisen und Konflikten, Drohgebärden und Rüstungsspiralen? War der Ausbruch eines großen Krieges nur eine Frage der Zeit? Kam es im Sommer 1914 also wie es kommen musste?

Die folgenden Überlegungen fragen nach längeren und kürzeren Wegen in den Krieg von 1914, fragen nach den Stadien von Inkubation und Eskalation – ausdrücklich nicht im Sinne einer klassischen Aufzählung von Krisen und Konflikten und Bündnisabsprachen, sondern gleichsam in verschiedenen Grabungsschichten. Dieses Vorgehen erfolgt in vier Schritten, und es orientiert sich in gewisser Weise auch an Hypothesen und Erklärungsversuchen zum Ausbruch des Krieges. In einem ersten Schritt werden zeitgenössische Denkweisen zu Krieg und Frieden vor 1914 beleuchtet, in einem zweiten historiografische Meistererzählungen vorgestellt und auf ihre Erklärungskraft hin untersucht, bevor in einem dritten Schritt konkrete Anlässe und politische Motivstränge analysiert werden. Ein abschließender vierter Schritt interpretiert den Ausbruch des Weltkrieges systematisch als doppelte Krise von Vertrauensbildung und politischer Kommunikation. Dabei soll es im Kern darum gehen, die Logik des Rückblicks aufzubrechen, die unser Denken über die Ursachen des Ersten Weltkrieges noch immer stark prägt: eine Logik, die aus dem Wissen um den Ausbruch des Krieges und seine Konsequenzen die Geschichte vor 1914 zur Vorgeschichte reduziert, zu einer Abfolge von Krisen, die scheinbar alternativlos nichts anderes zuzulassen schien als den August 1914.<sup>2</sup>

### **I. Sehr lange Wege: Krieg und Frieden denken vor 1914**

Ohne Zweifel: Seit den 1890er-Jahren schien sich auf den ersten Blick der Rhythmus der internationalen Konflikte zu verschärfen.<sup>3</sup> Die Rüstungsausgaben, die rassistisch begründete Gewalt in der kolonialen Kriegspraxis außerhalb Europas, der Aufstieg der Vereinigten Staaten 1898 gegen Spanien und Japans 1904/05 gegen Russland zu neuen Akteuren der internationalen Politik, die immer kürzeren Abstände zwischen neuen Konflikten – all diese Entwicklungen bewirkten den Eindruck einer kri-

senhaften Gegenwart. Aber eine einfache Linie von diesen Entwicklungen zu einem großen europäischen Krieg lässt sich nicht ziehen. Denn parallel zu diesen Konflikten entwickelten sich vielfältige Formen transnationaler Kooperationen, für welche die zahllosen internationalen Kongresse von Experten und Wissenschaftlern, die vielen Abkommen zur Vereinheitlichung, die von völkerrechtlichen Regelungen bis zu Postabkommen reichten, aber auch die globale Dimension großer Unternehmen und der Finanzströme standen, die nicht an nationalen Grenzen Halt machten. Und in den rund 20 Jahren vor dem Weltkrieg erreichte nicht zuletzt der internationale Pazifismus eine nie dagewesene Sichtbarkeit und zog die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich.<sup>4</sup>

Gerade vor 1914 erlebten die in der Sozialistischen Internationale organisierten Arbeiterparteien in Europa einen erheblichen Aufschwung. An dem von ihr veranstalteten Basler Friedenskongress nahmen vor dem Hintergrund der Balkankriege im November 1912 nicht weniger als 555 Delegierte der sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien aus 23 Ländern teil. Doch die selbstbewussten Appelle, die Forderungen für Abrüstung und Schiedsgerichte, der Optimismus, einen Krieg verhindern zu können, waren nur die eine Seite dieses pazifistischen Internationalismus. Die andere war die Einsicht nicht zuletzt deutscher Teilnehmer, dass man die Grenzen der eigenen Macht im Nationalstaat nicht verkennen dürfe. Eine gemeinsame Haltung zur Möglichkeit eines Militärstreiks kam nicht zustande; eine solche Strategie hätte in den Augen von Vertretern gerade besonders erfolgreicher Linksparteien die Errungenschaften infrage gestellt, die man als parlamentarische Kraft und auf evolutionärem Wege erreicht hatte.<sup>5</sup>

Das Ambivalente der Zeit um 1900 lag nicht zuletzt in diesem Widerspruch zwischen Konfliktdichte und Krisenwahrnehmung einerseits sowie transnationaler Kooperation und friedlichem Internationalismus als Zeichen des Fortschritts andererseits. In seinem weitverbreiteten Band über die Pariser Weltausstellung im Epochenjahr 1900 hob Georg Malkowsky das „Riesenbild“ hervor, in dem Gegenwart und Geschichte repräsentiert werden sollten, „galt es doch, die gewaltigen Fortschritte der Kunst, der Wissenschaft und der Technik innerhalb des letzten Decenniums im Zusammenhange mit der unmittelbaren Vergangenheit begreiflich zu machen“. Das zeitgenössische Schlagwort vom „friedlichen Wettstreit der Nationen“ begriff er gerade nicht als Konkurrenzkampf, der unrettbar auf einen Krieg hinauslaufen musste: „Nicht um ein Konkurrieren allein

handelte es sich, sondern vor allem um ein Lernen. Wie sehr man bestrebt war, die Arena in ein Gymnasium zu verwandeln, dafür zeugte die Unzahl der Kongresse, die Gelehrte und Techniker, Handels- und Socialpolitiker, Künstler und Literaten aller Nationen zum Austausch ihrer Meinungen und Erfahrungen auf dem Ausstellungsterrain zusammenführte.“<sup>6</sup>

Neben diesem optimistischen Nebeneinander von Fortschritts- und Sicherheitserwartung, das die Weltausstellung für viele Zeitgenossen symbolisierte, intensivierte sich seit den 1880er-Jahren und zumal um 1900 jedoch auch die Auseinandersetzung um den Krieg, um mögliche Zukunftsszenarien und die Möglichkeiten seiner Verhinderung. Schon 1883 hatte der damalige Generalleutnant Colmar Freiherr von der Goltz seinem in vielen Auflagen publizierten Buch den bezeichnenden Titel „Das Volk in Waffen“ gegeben und damit bewusst an die antifranzösischen Kriege seit 1813 angeknüpft. Er verband damit aber nicht eine gefährliche Bewaffnung des Volkes, die im Zeichen von allgemeiner Wehrpflicht und Millionenheeren für andere Militärs zum Revolutionsrisiko geworden war, sondern eine notwendige Mobilisierung aller sozialen, ja psychischen Ressourcen. Der Krieg der Zukunft würde ein entgrenzter Krieg zwischen Nationen sein: „In der Lösung ihrer Kulturaufgaben stoßen die Nationen auf einander [...] Wo solche Gewalten die großen Mittel in Bewegung setzen, scheint es, dass die Kriege erst mit völliger Vernichtung eines ihrer beiden Teile oder mit der gänzlichen Erschöpfung beider enden könnten. In der Tat hat das wachsende nationale Bewusstsein und die politische Verwirklichung des Nationalitäts-Prinzips die Widerstandskraft der Staaten in merkwürdiger Weise gesteigert.“<sup>7</sup>

Es ist bemerkenswert, dass gerade Alfred Graf von Schlieffen, der mit seinem gleichnamigen Plan auf den ersten Blick eine Möglichkeit anbot, einen künftigen Krieg durch eine frühe Entscheidungsschlacht zu begrenzen, 1909 ein eigenes Kriegsszenario entwarf, das dieser unterstellten Wirkung seines eigenen Plans grundsätzlich widersprach. Aus der Sicht des militärischen Experten waren vor allem die technologischen Veränderungen fundamental, weil sie alle bisherigen Annahmen über den Krieg infrage stellten: „Die Waffentechnik feiert ihre herrlichsten Triumphe. Das aber, was Deutschland wie Frankreich erstrebt und was sich alle übrigen Mächte gewünscht hatten: eine Erleichterung im Kampfe, eine Überlegenheit über den Gegner brachte sie niemand.“ Das mache eine „völlige Änderung der Taktik“ notwendig. Man könne nicht mehr wie im 18. Jahrhundert in Schützenlinien aufeinander marschieren und dann

je nach Reichweite der Waffen den Feind aus der Nähe beschießen. Im Blick auf die Wirkung neuer Maschinengewehre betonte er: „Innerhalb weniger Minuten würden beide Armeen durch Schnellfeuer vom Erdboden vertilgt sein.“ So müssten künftige Gefechtsfelder eine viel größere Ausdehnung haben und würden sich dem Betrachter völlig anders als in der Vergangenheit darstellen: „So groß aber auch die Schlachtfelder sein mögen, so wenig werden sie dem Auge bieten. Nichts ist auf der weiten Öde zu sehen. Wenn der Donner der Geschütze nicht das Ohr betäubte, so würde nur schwaches Feuerblitzen die Anwesenheit von Artillerie verraten.“ Der klassische Feldherr mit seiner Aura von Übersicht auf dem Feldherrnhügel sei Geschichte, und die Zukunft gehöre den Kommunikationsexperten: „Kein Napoleon, umgeben von einem glänzenden Gefolge, hält auf einer Anhöhe [...] Der Feldherr befindet sich weiter zurück in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht- und Funktelegraph, Fernsprech- und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von Kraftwagen und Motorrädern, für die weitesten Fahrten gerüstet, der Befehle harren.“ Vor allem aber war für Schlieffen kaum vier Jahre nach der Abfassung seines Plans der Krieg der Zukunft nicht mehr mit einer kühnen Angriffsstrategie zu entscheiden, sondern stellte sich als mühsamer Abnutzungskrieg von Staaten und Gesellschaften dar: „Der Feldzug schleppt sich hin. Solche Kriege sind aber zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie begründet ist, und durch eine rasche Entscheidung das zum Stillstand gebrachte Räderwerk wieder in Lauf gebracht werden muss. Eine Ermattungsstrategie lässt sich nicht treiben, wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erfordert.“<sup>8</sup>

Im Gegensatz zu diesen Szenarien und der Interpretation des Krieges als notwendiger Prüfung der Nation standen andere Positionen. Kaum ein europäischer Politiker glaubte an langfristige Wirkungen von Abrüstungsproklamationen, aber die erste Haager Friedenskonferenz von 1899 endete immerhin mit einer Konvention zur Kriegführung, die den Gebrauch bestimmter Waffen verbot, etwa den Abwurf von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen, den Gaskrieg sowie die Verwendung von Dum-dum-Geschossen beinhalten und eine bessere Behandlung von Verwundeten und Gefangenen vorsah. Eine obligatorische internationale Schiedsgerichtsbarkeit scheiterte nicht zuletzt am deutschen Widerstand. Auch die zweite Haager Friedenskonferenz von 1907 brachte mit der Haager Landkriegsordnung zwar ein kodifiziertes Kriegs- und Neutra-

litätsrecht hervor, aber Rüstungsbegrenzungen, vor allem zur Flottenrüstung, ließen sich angesichts des Widerstandes zahlreicher Teilnehmer nicht durchsetzen. Dennoch zeigten die Konferenzen und nicht zuletzt ihr Wiederhall in der Öffentlichkeit, dass der Krieg als gleichsam notwendiges Übel keineswegs allgemein akzeptiert war.

1898, genau in dem Jahr also, in dem von Nordafrika bis Südafrika und Amerika, über die Fashoda-Krise und den Spanisch-Amerikanischen Krieg bis zum Konflikt zwischen Briten und Buren im südlichen Afrika viele globale Konflikträume sichtbar wurden, erschien das nicht weniger als 4'000 Seiten umfassende Werk „Der Krieg“ von Ivan Bloch, einem russischen Geschäftsmann, der durch Eisenbahnbau zum Millionär geworden war und sich rühmte, Zar Nikolaus habe nach der Lektüre den Plan für eine internationale Friedenskonferenz entworfen. Europäische Übersetzungen von Blochs Buch folgten bald. Anders als den meisten zeitgenössischen Pazifisten ging es Bloch nicht darum, den Krieg moralisch zu disqualifizieren. Vielmehr begründete er dessen Sinnlosigkeit rational und empirisch, indem er dem Leser akribisch die Konsequenzen der industriellen und technologischen Dynamik für einen Krieg der Zukunft vorführte. Schon 1884 hatte Herbert Spencer in „The Man versus the State“ den Krieg mit einem traditionellen Typ von Gesellschaft identifiziert, der durch den Fortschritt des „industrial type“ der Gegenwart überwunden werde.<sup>9</sup>

Nun verwies Bloch darauf, dass mit dem rauchlosen Pulver, der neuen Technik der in allen Armeen verwendeten Repetiergewehre, die auf bis zu 1'500 Meter treffsicher waren und die Feuergeschwindigkeit von ehemals ein bis zwei auf vier bis fünf Schuss pro Minute steigerten, sowie mit neuen Waffen wie dem Maxim-Maschinengewehr und schweren Artilleriewaffen jede Verteidigungsposition so stark werde, dass sie den klassischen Infanterieangriff in Schützenlinie mit aufgepflanzten Bajonetten unmöglich mache. Die Folge sei ein ganz verändertes Gefechtsfeld, denn gegnerische Armeen müssten sich entlang der langen Frontlinien eingraben. Eine große Entscheidungsschlacht werde es nicht mehr geben, dafür zöge sich der Krieg der Zukunft lange hin. Vor allem Blochs Prognosen zur Rückwirkung der neuen Waffentechnologien auf die Heimatgesellschaften war bemerkenswert: Denn der unabsehbar lange Krieg werde die Gesellschaften ökonomisch und sozial ausbluten und am Ende zusammenbrechen lassen: „Der Krieg ist jetzt in Folge der außerordentlichen Fortschritte der Waffentechnik, der hochgesteigerten Präzision der Feuerwaffen und ihres enormen Vernichtungsvermögens furchtba-

rer geworden. Vom nächsten großen Kriege kann man als von einem Rendez-vous des Todes sprechen!“ Zu rechnen sei mit „nicht minder furchtbaren wirtschaftlichen und sozialen Erschütterungen in Folge der Einberufung fast der gesamten männlichen Bevölkerung, der Stockungen in Handel und Industrie, der ungeheueren Teuerung, Aufhören des Kredits, der Budgetschwierigkeiten, der Schwierigkeit des Unterhalts der zurückbleibenden Teile der Bevölkerung. Und endlich – wenn in Folge der allgemeinen Erschöpfung der Krieg eingestellt wird – werden die Soldaten, die ja zum Teil aus sozialistischen Distrikten stammen, gutwillig sich entwaffnen lassen?“<sup>10</sup>

Es gab also nicht nur die Kriegsszenarien als populäre Bestseller, sondern ebenso die Friedensszenarien – nicht nur ethisch grundiert, sondern bei Ivan Bloch oder etwa Norman Angell auch rational, empirisch, gleichsam wissenschaftlich-exakt. Gerade der Blick auf den Fortschritt der Industriegesellschaften schien zu beweisen, dass moderne Staaten sich Krieg gar nicht mehr leisten konnten.<sup>11</sup>

## II. Lange Wege, wenige Auswege: Meistererzählungen und Krisenräume

An strukturellen Erklärungen für den Ausbruch des Krieges mangelt es in der Historiografie keinesfalls, und viele von ihnen sind inzwischen zu klassischen Erklärungsmustern, ja zu eigenen Meistererzählungen geworden.<sup>12</sup> Vor allem Imperialismus, Nationalismus und Militarismus werden in diesem Zusammenhang immer wieder zitiert, weil mit diesen Leitmotiven nicht zuletzt die Vorgeschichte bis zum Juli 1914 sehr suggestiv strukturiert werden kann. Doch bei näherem Hinsehen werden auch die Grenzen dieser Ansätze erkennbar.<sup>13</sup>

(1) Zeitgenössische Kritiker der kolonialen Expansion aus ganz unterschiedlichen Lagern wie John Atkinson Hobson und Wladimir Iljitsch Lenin verwiesen auf den Hochimperialismus vor 1914 als Kriegsgrund. Die besondere deutsche Variante dieser Interpretation, der Verweis auf den Sozialimperialismus als Ablenkung von gesellschaftlichen Spannungen und Integrationsdefiziten im Deutschen Kaiserreich und auf den Primat der Innenpolitik verstand das Nebeneinander von Schlachtflottenbau und Schutzzollpolitik als Ausgleich zwischen großagrarisches und industriellen Interessen und insofern als Teil der Systemstabilisierung.<sup>14</sup> Die

wilhelminische Weltpolitik erschien danach als Versuch, die traditionellen Eliten des verspäteten Nationalstaates gegen die innere Bedrohung von links und von unten abzuschirmen. Doch internationale Konflikte auf einen zunehmend krisenhaften Kapitalismus zurückzuführen, bedeutet, als Kriegsursache auf eine Systemkrise abzuheben, die es in dieser zugespitzten Form vor 1914 überhaupt nicht gab: In den meisten der später kriegführenden Gesellschaften stand nicht die soziale Revolution auf der Tagesordnung der Politik, sondern der Ausgleich ökonomisch bedingter Gegensätze. Es war vor diesem Hintergrund kein Zufall, dass gerade vor 1914 in den beiden am meisten fortgeschrittenen Industriegesellschaften Europas, in Deutschland und Großbritannien, der interventionsbereite Wohlfahrtsstaat und die Diskussion um den sozialen Liberalismus einen erheblichen Aufschwung nahmen. Vor einer sozialen Revolution standen allen rhetorischen Bekenntnissen zum Trotz weder Frankreich oder Großbritannien noch Deutschland, und selbst die Chancen, durch einen Militärstreik der Arbeiter einen großen Krieg zu verhindern, schienen gering. Vor allem erklärt der Verweis auf Hochimperialismus und Sozialimperialismus nicht, warum der Krieg schließlich aus dem südosteuropäischen Krisenherd heraus entstand und durch keine sozialistische Internationale des Friedens eingedämmt werden konnte.

(2) Ohne Zweifel hatte sich im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Nationalismus nach der Etablierung neuer Nationalstaaten wie Italien und Deutschland, im Zuge der imperialen Expansion, des zunehmenden Wettbewerbs und angesichts der Kritik an der Massengesellschaft verschärft. Rassische und sozialdarwinistische Vorstellungen, hinter denen die Angst stand, die eigene Nation könne als nicht mehr zukunftsfähig eingeschätzt werden, gewannen in allen Gesellschaften an Boden. Doch führte von hier kein direkter Weg in den Krieg, denn weder waren Diplomatie und internationale Beziehungen allein von diesen Tendenzen bestimmt, noch war die neue Rechte politisch stark genug, um diese Position konkret durchzusetzen. Obwohl die Bedeutung der Medien, zumal der Tageszeitungen, in allen europäischen Gesellschaften zunahm, gab es keine „demokratisierte Außenpolitik“, die einen eigenen Kriegsgrund dargestellt hätte. Diplomatie, das zeigten die zahllosen internationalen Treffen, aber auch die internen Besprechungen und Memoranden der militärischen Eliten und der Regierungsvertreter, blieb weitgehend ein Arkanbereich, in dem man allerdings deutlich aufmerksamer auf die Presseberichte im eigenen Land und im Ausland reagierte.<sup>15</sup> Eine wirklich

konfliktverschärfende Wirkung hatte der aggressive Nationalismus in erster Linie dort, wo multiethnische und multireligiöse Bevölkerungen lebten und Abspaltungen aus dem Verband von Großreichen wie dem Osmanischen Reich oder der Habsburgermonarchie mit dem Ideal ethnisch homogener Nationalstaaten einhergingen, wo es für diese Bewegungen Unterstützung von außen gab und die regionale Gewalteskalation jederzeit internationalisiert werden konnte. Hier, das zeigten die Balkankriege 1912/13, sank alsbald auch die Schwelle zur Anwendung von Gewalt gegenüber der Zivilbevölkerung.

(3) Auch vom Militarismus der Vorkriegsgesellschaften auf den Kriegsausbruch zu schließen, fällt schwer. Denn die gesellschaftliche Präsenz des Militärs in den zahllosen Krieger-, Veteranen-, Flotten- und Wehrvereinen hatte viel mit jenem folkloristischen Kult um die „Nation in Waffen“ zu tun, der in den kontinentaleuropäischen Gesellschaften, zumal in Frankreich und Deutschland, dominierte. Mit Beginn des Krieges aber verschwanden öffentliche Paraden und bunte Uniformen schlagartig, und an die Stelle der volksfestartigen Nationalfeiertage im Zeichen des nationalen Militärs traten alsbald ernste Rituale und ein von Waffentechnik, technologischer Überlegenheit, von Sachlogik und Ressourcendenken bestimmtes Bild des Militärs.<sup>16</sup> Jenseits des Kults um den Krieg als Instrument der vitalistischen Erneuerung und der Auslese der stärksten Staaten und Völker, jenseits auch des Kults um Offensivkrieg und Entscheidungsschlacht und des Problems der zivilen Kontrolle des Militärs vor allem in Deutschland gab es, wie oben angedeutet, einen ausgesprochen rational argumentierenden Anti-Bellizismus. Hier wurde der Krieg nicht aus moralischen oder ethischen Gründen, sondern in rationaler Abwägung, im Blick auf moderne Waffentechniken, Rüstungen und Wirtschaftsentwicklung als überholt und sinnlos verstanden, weil das Risiko der Konsequenzen eines einmal ausgebrochenen Krieges jeden möglichen Prestigegewinn bei Weitem überstieg.

Dennoch darf ein neuer Faktor nicht unterschätzt werden: Es gab aus den militärischen Stäben heraus, und nicht nur in Deutschland, eine erkennbare Tendenz, in scheinbar alternativlosen Szenarien zu denken. Dazu trugen Rüstungswettläufe, die wahrgenommene Verfestigung von Bündnisblöcken, vor allem aber die Eigenlogik der Angriffspläne, der Mobilisierungsdynamik von Massenheeren im Kriegsfall, ihrer Einberufung, Ausrüstung und ihres Transports bei. Das spielte vor allem in Deutschland eine wesentliche Rolle, weil hier ein funktionierendes ziviles

Gegengewicht, eine wirksame Kontrolle des Militärs fehlte, und so ein Vakuum entstand, in der panikartige Einkreisungsvorstellungen und die vorschnelle Festlegung auf bestimmte Reaktionsmuster ein Übergewicht gewinnen konnten. Auch von hier aus gab es keinen einfachen Weg in die Entscheidungen der Julikrise 1914, aber das Denken ohne Alternativen und unter Ausblendung möglicher Konsequenzen musste eine Belastung in einer großen internationalen Krise bedeuten.

(4) Ein anderer Ansatz zur Erklärung des Weltkriegs, der vor allem nach Kriegsende besondere Bedeutung erlangte, bezieht sich auf die internationale Staatenordnung und die Tradition der Geheimdiplomatie. Ohne Zweifel gab es im Laufe des 19. Jahrhunderts einen Wandel in den internationalen Beziehungen: Das zunächst relativ flexible System von kurzfristigeren Bündnissen zur Verhinderung von Machtungleichgewichten büßte vor 1914 an Elastizität ein, aber es war keinesfalls so sklerotisch, dass der Ausbruch des großen Krieges nur mehr eine Frage der nächsten Krise war. Weder der Dreibund zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien noch die Vereinbarungen zwischen Frankreich, Russland und Großbritannien stellten Offensivallianzen dar. Interessengegensätze, sei es zwischen Österreich und Italien im Blick auf die von Italien geforderten Irredenta, die „unerlösten“ Gebiete des Trentino, Istriens und Dalmatiens, oder latent noch immer zwischen Großbritannien und Russland hinsichtlich der Grenzen des britischen Empire, widersprachen der Vorstellung homogener Blöcke, zwischen denen es keine Verständigung mehr geben konnte. Letztlich existierten in Europa keine Angriffsbündnisse mit dem Ziel, den politischen und territorialen Status quo grundlegend zu verändern, sondern immer detailliertere diplomatische Frühwarnsysteme, die auf jedes geringste Zeichen reagierten und dazu neigten, eine Eigendynamik durch Überinterpretationen auszulösen.<sup>17</sup>

(5) Eine Analyse der Kriegsursachen, die sich allein auf die quantitative Zunahme internationaler Krisen und die vermeintliche Geheimdiplomatie seit der Jahrhundertwende konzentriert, greift daher zu kurz. Die bloße Häufung der Krisen sagt per se noch wenig aus; erst im Wissen um den Ausgang, also aus der Retrospektive, wurde jede neue Krise zu einem weiteren Schritt in einer ausweglosen Entwicklung. Kehrt man die Perspektive aber um, so belegte jede gelungene Deeskalation die Leistungsfähigkeit und relative Elastizität des internationalen Systems, einen großen Krieg zu verhindern. Vor diesem Hintergrund bildete die historische Phase zwischen 1871 und 1914 eine der längsten Friedens-

phasen in der europäischen Geschichte, in der es nicht zuletzt durch die Ableitung von Spannungen an die südöstliche Peripherie – im Falle von Österreich-Ungarn und Russland – oder in imperiale Vorfelder – im Falle Großbritanniens, Frankreichs und Deutschlands – gelang, Konflikte zwischen zwei oder mehr europäischen Großmächten zu verhindern. Aber der Preis dieser Entwicklung bestand darin, dass dadurch die Situation in diesen Gebieten umso konfliktrichtiger wurde.<sup>18</sup>

(6) Die Krisenverdichtung machte einen Krieg aber wahrscheinlicher, weil sie das Denken der Zeitgenossen an die Möglichkeit des Krieges gewöhnte, ja bei manchen sogar darauf fixierte. Doch auch vor diesem Hintergrund sprachen gegen die Determination des Geschehens die Beispiele gelungener Deeskalationen, etwa in der Zusammenarbeit zwischen Großbritannien und Deutschland in den Balkankriegen 1912/13. Wirklich problematisch war die zunehmende Kluft zwischen immer noch möglichen politischen Handlungsalternativen und der sich selbst verstärkenden negativen Wahrnehmung aller Krisen und Veränderungen als Bedrohungen, auf die man zu reagieren habe; das kennzeichnete die deutsche Führungselite, den Monarchen und die militärischen Führer, aber nicht sie allein: Ganz ähnliche Muster ließen sich auch in Wien, Paris, St. Petersburg und London erkennen. Die subjektive Kriegserwartung verringerte die Handlungsoptionen und ließ dadurch einen Zeitdruck entstehen, der jedes Abwägen von Konsequenzen in den Hintergrund drängte und gleichzeitig der unterstellten Eigenlogik von Bündnisabsprachen, von Dominoeffekten und der Eigendynamik militärischer Reaktionen ein gefährliches Übergewicht einräumte.

(7) Es mangelte vor 1914, wie gezeigt, keinesfalls an Kriegsszenarien. Militärexperten und Stabsoffiziere wie Pazifisten hoben die unabsehbaren Risiken eines einmal ausgebrochenen Krieges hervor, die sich von allen früheren Kriegen unterscheiden würden. War dieser Wandel der Kriegsrealität hier noch größtenteils theoretisch antizipiert, brachten der amerikanische Bürgerkrieg und die Kriege der europäischen Mächte in ihren Kolonien vor 1914 eine neue konkrete Gewalterfahrung mit sich. Hier, aus der Perspektive der europäischen Großmächte an den Peripherien, lösten sich die Konturen von klassischen Kabinetts- und Staatenkriegen, die Prinzipien von Agonalität und souveränen Staaten als Kriegsakteuren auf. Hier wurde die Asymmetrie von Kriegsgewalt zum ersten Mal als Massenphänomen fassbar. Diese Gewaltenthemmung im Zeichen kolonialer, experimenteller Herrschaft blieb gegenüber den Versuchen seit

der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Kriegsgewalt etwa durch die Ächtung bestimmter Waffen und Praktiken in der Haager Landkriegsordnung zu begrenzen, abgeschirmt.

(8) War der Ausbruch eines großen Krieges also keinesfalls naturgesetzlich in der Erosion der internationalen Beziehungen, ihrem Übergang in ein System abgeschlossener Bündnisse mit unvereinbaren Zielen und festgelegten Reaktionsmustern angelegt, so existierten doch vor 1914 deutliche Krisenfaktoren, die einen Krieg wahrscheinlicher machten und bei vielen Zeitgenossen die subjektive Gewöhnung an den Gedanken eines großen bewaffneten Konflikts verstärkten. Dazu zählten aber weniger die imperialen Ausgriffe und Konflikte der europäischen Großmächte, deren Konsequenzen man, wie britische Diplomaten im Falle Deutschlands, immer wieder eindämmen zu können hoffte.

Am Ende brach der Krieg nicht in den europäischen Kolonien aus, weder in Asien noch in Afrika, sondern in jener Region Europas, in der sich mehrere Risiken überlagerten und gegenseitig verstärkten, die in anderen potenziellen Krisenregionen nur isoliert auftraten: Nur im südöstlichen Europa, auf dem Balkan, steigerte sich die ethnische und religiöse Vielfalt der Bevölkerung zu einem radikalen Gegensatz zwischen den multiethnischen Großreichen, also des Zarenreichs, der Habsburgermonarchie und des Osmanischen Reiches, und einem aggressiven Nationalismus, der auf die Sezession neuer Nationalstaaten aus den Großreichen setzte und der mit Gewalt, Vertreibung und Bevölkerungstausch das Ziel ethnischer Homogenität verfolgte. Nur hier war mit dem Machtzerfall des Osmanischen Reiches ein Vakuum entstanden, in dem diese Ansprüche zunehmend unkontrolliert um sich griffen und zugleich die zum Teil unterstellten Integrationsideologien der drei benachbarten Großreiche – Pangermanismus, Panslawismus, Panturkismus – aufeinandertrafen.<sup>19</sup> Und nur hier entzündete sich hinter der Stellung Serbiens und der süd-slawischen Frage mehr als ein bloßer Stellvertreterkonflikt zwischen Österreich-Ungarn und Russland. Denn dahinter stand die Frage, wo und wie die Habsburgermonarchie ihre Überlebensfähigkeit glaubwürdig demonstrieren konnte – das aber spielte all jenen in die Hände, die wie der Generalstabschef Conrad von Hötzendorf bereits 1911 einen Präventivkrieg gegen Serbien gefordert hatten. Nur hier gab es seit der Bosnischen Annexionskrise von 1908 einen Konfliktherd, der jederzeit eskalieren konnte, und seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eine relative Kontinuität von Kriegen und damit auch eine Kultur der Gewalt

gegen die ethnisch und religiös differente Zivilbevölkerung, welche die Hemmschwellen zur Gewaltanwendung senkten. Nirgendwo sonst war der Grat zwischen dem Vertrauen auf eine mögliche internationale Eindämmung des regionalen Konflikts und der Gefahr einer Eskalation des Konflikts durch Internationalisierung schmaler.

Vor diesem Hintergrund markierten die Balkankriege 1912/1913 eine historische Wasserscheide: Einerseits kam es zu enthemmter ethnischer Gewalt gegen die Zivilbevölkerung, andererseits bewies der Konflikt die mögliche Détente, die Deeskalation durch eine von Berlin und London initiierte Botschafterkonferenz. Hinter dieser gelungenen Begrenzung aber zeichnete sich die Internationalisierung des Konfliktraums Balkan ab: in der faktischen Balkanisierung der französischen Außenpolitik, ihrer Bindung an das russische Vorgehen bei einer künftigen Unterstützung Serbiens wie in der Entschlossenheit in Wien, kein zweites Mal Zurückhaltung zu üben. Vor allem endete mit der Verteilung der letzten europäischen Territorien des Osmanischen Reiches die Funktion des südöstlichen Europa, „Blitzableiter“ von Großmachtkonflikten zu sein. Erst jetzt entstand wirklich das „Pulverfass“.

Und dennoch: In diesen Krisenketten und Konflikträumen ging die Wahrnehmung der Zeit um 1913 nicht auf.<sup>20</sup> Die eine neue Balkankrise schien in dieser Vielzahl weltweiter Ereignisse fast unterzugehen. Lakonisch ließ Robert Musil seinen Helden Ulrich in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ fragen: „War eigentlich Balkankrieg oder nicht? Irgendeine Intervention fand wohl statt; aber ob das Krieg war, er wusste es nicht genau. Es bewegten so viele Dinge die Menschheit. Der Höhenflugrekord war wieder gehoben worden; eine stolze Sache. Wenn er sich nicht irrte, stand er jetzt auf 3'700 m, und der Mann hieß Jouhoux. Ein Negerboxer hatte den weißen Champion geschlagen und die Weltmeisterschaft erobert; Johnson hieß er. Der Präsident von Frankreich fuhr nach Russland; man sprach von der Gefährdung des Weltfriedens. Ein neuentdeckter Tenor verdiente in Südamerika Summen, die selbst in Nordamerika noch nie dagewesen waren. Ein fürchterliches Erdbeben hatte Japan heimgesucht; die armen Japaner. Mit einem Wort, es geschah viel, es war eine bewegte Zeit, die um Ende 1913 und Anfang 1914.“<sup>21</sup>

### III. Kürzere Wege in den Konflikt: Anlässe und Motivstränge

Das Attentat von Sarajewo kam nicht ohne Vorwarnung, und es machte den Krieg nicht unabwendbar.<sup>22</sup> Nach einem ersten Attentat auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand am Vormittag des 28. Juni, bei dem mehrere Mitglieder der Delegation verletzt wurden, beschloss man eine Routenänderung, um die Verletzten im Krankenhaus zu besuchen. Doch wusste der Fahrer des ersten Wagens in der Fahrzeugkolonne davon nichts und folgte der ursprünglichen Route. Weil sein Wagen über keinen Rückwärtsgang verfügte, musste ein langsames Wendemanöver von Hand eingeleitet werden. In diesem Moment präsentierten sich der Thronfolger und seine Frau völlig schutzlos dem Attentäter.<sup>23</sup> Wäre die Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts also anders verlaufen, wenn der Wagen des Erzherzogs einen Rückwärtsgang gehabt hätte? Wer so argumentiert, folgt der verständlichen Suche nach dem „point of no return“, nach dem einen ursächlichen Moment – aber das Attentat von Sarajewo am 28. Juni eignet sich dazu nicht. Zwischen dem Attentat und der Zuspitzung der Krise durch das österreichisch-ungarische Ultimatum lagen vier Wochen Zeit – eine Phase, in der sich die politischen Entscheidungsprozesse immer weiter vom konkreten Anlass der Krise entfernten. Wie ist die Eskalation vom Attentat über die regionale Krise zum Weltkrieg im Sommer 1914 zu erklären? Auf einer ersten Ebene lassen sich die unterschiedlichen Motive der einzelnen Akteure skizzieren.

Österreich-Ungarns Politik- und Militärführung drängte auf eine Bestrafung Serbiens, um damit in einer zugespitzten internationalen Konkurrenzsituation seine Existenz als multiethnisches Großreich zu behaupten. Dabei spielte nicht nur das Negativbeispiel des Osmanischen Reiches eine Rolle, an dem sich der Zusammenhang von territorialer Erosion und innerer Destabilisierung beobachten ließ, sondern auch die Erfahrung der Balkankriege. Die Reaktionen der politischen und militärischen Elite zeigten, dass es mit Außenminister Berchtold Kriegsbefürworter und mit dem Generalstabschef Conrad von Hötzendorf auch Anhänger eines Präventivkrieges gegen Serbien gab.<sup>24</sup> Doch zeigte sich ebenso, wie wenig die Doppelmonarchie auch nur auf einen regionalen Krieg, geschweige denn einen kontinentaleuropäischen Konflikt mit mehreren Fronten vorbereitet war. Zudem fehlte eine detaillierte militärische Absprache mit Deutschland, auf dessen politische Unterstützung man während der Krise

baute, so wie man bald nach Ausbruch des Krieges seine militärische Hilfe benötigen sollte. Auch die lange Phase zwischen dem Attentat und der Zuspitzung der Krise durch das österreichische Ultimatum sprach gegen eine konsistente Strategie; jedenfalls verstärkte sie den Eindruck unklarer Signale. Eher handelten die Akteure unter dem Eindruck einer situativen Rationalität, die aber die umfassenden Konsequenzen nicht berücksichtigte.

Die politische Führung Russlands hatte in der Bosnienkrise 1908 und auch noch in den Balkankriegen vor einer Intervention zurückgeschreckt, sich aber durch die Ergebnisse zugleich international geschwächt, ja gedemütigt gefühlt. Gerade nach den Erfahrungen der Niederlage von 1904/05 und angesichts der innenpolitischen Spannungen war hier das Prestigedenken besonders ausgeprägt. Im Gegensatz zum Zaren, der bis zum Schluss trotz widersprüchlicher Äußerungen zumindest Zweifel an den möglichen Folgen eines großen Krieges hegte, drängte die Gruppe um Außenminister Sazonov darauf, die Drohpolitik Österreich-Ungarns und Deutschlands nicht weiter zu tolerieren, die 1912/13 in den Balkankriegen noch zur Mäßigung Serbiens durch Russland beigetragen hatte.<sup>25</sup>

Das Deutsche Reich war zunächst durch das Attentat von Sarajewo nicht direkt in seinen Interessen berührt. Die besondere Verantwortung seiner politischen Führer lag daher in der Zusicherung deutscher Unterstützung für Österreich-Ungarn Anfang Juli, die ohne Konditionen formuliert wurde und daher auch den Angriffs- und nicht nur den Verteidigungsfall abdeckte.<sup>26</sup> Insbesondere für die militärischen Befehlshaber, die in Deutschland im Vergleich zu den anderen Staaten über eine besonders weitgehende Autonomie verfügten und keine politische Kontrolle oder gar ein parlamentarisches Gegengewicht fürchten mussten, kam eine eigene Handlungslogik zum Tragen, die von zwei Faktoren bestimmt wurde: von der Angst vor einer sich insgesamt verschlechternden internationalen Situation und von der Kalkulation der militärischen Experten um Moltke, die weniger mit einem kurzen Krieg rechneten, sondern eine gute Ausgangsposition für einen längeren Krieg sichern wollten. Gerade in Deutschland waren militärische Kriegsplanungen, längerfristige Kriegsvorbereitungen und strategische Kriegsziele in keiner Weise aufeinander abgestimmt. Schon im Augenblick der Kriegserklärungen mussten Kriegsziele und Rechtfertigungen jenseits der unterstellten Bündnismechanismen improvisiert werden; das unterschied die Situation von 1914 grundlegend von früheren Kriegen wie 1866 und 1870 und auch von der Situation am

Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Gegen die Vorstellung, die gesamte deutsche Führung habe langfristig einen aggressiven Präventivkrieg mit klar definierten Kriegszielen verfolgt, sprachen die immer wieder erraticen Äußerungen fast aller Akteure, die vielfältigen Widersprüche und bis in die letzten Augenblicke hinein immer wieder die naive Vorstellung, den Krieg doch noch begrenzen zu können: wenn nicht mehr auf einen regionalen, dann immerhin noch auf einen kontinentaleuropäischen Konflikt unter Ausschluss Großbritanniens. Aus dieser diffusen Situation, erheblich erschwert durch die nicht koordinierten, ja zuweilen entgegengesetzten Agenden der politischen Reichsleitung, des Monarchen und des Generalstabs, resultierte eine besondere Verantwortung des Deutschen Reiches für den Ausbruch des Krieges. Aber solche Widersprüche zeigten sich auch bei anderen Akteuren, zumal in Russland und Frankreich. Die später behauptete Alleinschuld Deutschlands am Ausbruch des Krieges zu relativieren, indem man die Verantwortung aller Akteure der Krise miteinbezieht, bedeutet keine unangemessene Apologetik.

Frankreich und Großbritannien hatten zwar durch die Entente Cordiale ihre Kolonialkonflikte beigelegt, was auch zwischen Russland und Großbritannien gelungen war, doch durfte man diese Verständigungen ebenso wenig wie im Falle des Dreibundes als eine widerspruchsfreie Allianz oder gar ein offensiv ausgerichtetes Militärbündnis missverstehen. Beide Länder hatten auf dem Balkan keine vitalen Interessen zu verteidigen. Trotz der zweifellos gewachsenen deutsch-französischen Spannungen seit den Marokkokrisen wurde die politische Führung Frankreichs von der Julikrise letztlich überrascht. In der entscheidenden Krisenphase waren Staatspräsident und Regierungschef nur eingeschränkt handlungsfähig, weil sie auf dem Seeweg von einem Staatsbesuch in Russland zurückkehrten. Dennoch bestärkten sowohl Poincaré als auch der französische Botschafter in St. Petersburg Maurice Paléologue die russische Kriegspartei um Sazonov in ihrem Widerstand gegen die Zweifel des Zaren – hier wurde die Balkanisierung der französischen Außenpolitik akut und wirkte als einer von drei Blankoschecks, neben dem der Berliner Regierung für Wien und dem der russischen Regierung für Serbien angesichts des Ultimatums.<sup>27</sup>

Aufgrund seiner außenpolitischen Orientierung, dem Fokus auf die Sicherung des Empire, und vor dem Hintergrund seiner innenpolitischen Situation, insbesondere der drohenden Eskalation der Konflikte in Irland über die Frage der Home Rule, hatte Großbritannien von allen europä-

ischen Großmächten sicher am wenigsten Interesse an einer Eskalation der Krise. Dies zeigte sich auch in den Entscheidungsprozessen im Juli und August. Vor allem aber führte es zu hoch ambivalenten Zeichen gegenüber dem Deutschen Reich. Das Foreign Office unter Außenminister Grey warnte die Regierung in Berlin zwar mehrmals vor der Gefahr einer Eskalation durch britisches Eingreifen, aber es signalisierte gleichzeitig bis in die Endphase der Krise immer wieder eine Bereitschaft zu Verhandlungen und einer internationalen Vermittlung. Genau diese Unklarheit nährte Hoffnungen aufseiten der Reichsleitung, vor allem bei Bethmann Hollweg persönlich, Großbritannien werde neutral bleiben, sodass sich der Konflikt wenn schon nicht auf das südöstliche Europa, so doch auf Kontinentaleuropa beschränken ließe. Indirekt stärkte diese Wahrnehmung, die auf unklaren Signalen beruhte, die Befürworter eines Krieges.

#### **IV. Kurze Wege in den Krieg: Kommunikationskrise und Vertrauenserosion**

Waren die europäischen Protagonisten 1914 also „Schlafwandler“, umsichtig, doch ohne die Fähigkeit zu sehen, in Traumbildern befangen, blind für die Schrecken, die ihr vor sich hintreibendes Gewährenlassen in die Welt brachte?<sup>28</sup> Sie waren sicher keine Schlafwandler im Sinne eines unbewussten Handelns; sie waren wach und in vieler Hinsicht übersensibilisiert; die physische und psychische Überforderung stellte sich ein, als den Akteuren klar wurde, dass sich die Eskalation nicht mehr aufhalten ließ.<sup>29</sup> Es war auch nicht so, dass es bei den militärischen Spezialisten kein Wissen um den Charakter eines modernen Krieges gegeben hätte, weder um die geringe Wahrscheinlichkeit eines kurzen Krieges noch um die Konsequenzen eines langen Krieges. Dennoch: Das ganze Ausmaß dessen, was 1916 oder 1918 auf den Schlachtfeldern passieren würde, die Dimension von über zehn Millionen Toten, lag für die Mehrheit der Politiker und Militärs außerhalb ihres Vorstellungshorizonts. Wenn es ein Wissen um die Potenziale des Krieges gab, so blieb dies abstrakt, blieb ein Szenario, ein Teil des zeitgenössischen Möglichkeitsbewusstseins. Aber einen Maßstab für die Konsequenzen, ein Gefühl für ihre Dimensionen besaßen sie nicht – und es gab keinen historischen Bezugspunkt, keinen zurückliegenden Krieg als Warnung, an dem man sich im Blick auf die

Folgen hätte orientieren können. Darin bestand ein fundamentaler Unterschied zwischen der Situation im August 1914 und im September 1939.<sup>30</sup>

Schlafwandler waren sie auch nicht im Sinne späterer hilfloser Erklärungsversuche, mit denen Zeitgenossen aus dem Wissen um die Konsequenzen des Krieges und der problematischen Friedensschlüsse nach 1918 nach Versöhnungsformeln suchten. So gelangte der ehemalige britische Kriegspremier David Lloyd George in den 1920er-Jahren zu der suggestiven Metapher, alle Staaten seien 1914 mehr oder weniger blind in die Katastrophe „geschlittert“<sup>31</sup>. Problematisch waren eher die übernervösen Reaktionen, die vielfachen Frühwarnsysteme, mit denen die konkreten Personen immer wieder überfordert waren, die Neigung, in Szenarien die Risikobereitschaft der jeweiligen Gegenseite auszutesten. Psychische und physische Zusammenbrüche der beteiligten Politiker und Militärs gehörten deshalb nicht zufällig zu dieser Krise.

Jenseits der moralischen Kategorie der Schuld kommt keine Analyse der Julikrise ohne den Blick auf die besondere Verantwortung der Akteure aus. Keiner der europäischen Staaten plante im Augenblick der Schüsse von Sarajewo am 28. Juni 1914 einen Angriffskrieg. Aber es gab bei den führenden Militärs in den kontinentaleuropäischen Mächten ein Denken in den Kategorien eines Präventivkrieges – nicht nur in Berlin und Wien, sondern auch in Paris und St. Petersburg. Nicht nur im deutschen Generalstab und in der deutschen Reichsregierung, die von ihm unter Druck gesetzt wurde, dominierte ein Denken des „besser jetzt als später“. Auch in London fürchtete man ein in einigen Jahren so starkes Russland, dass von ihm eine Gefahr für das britische Empire in Indien ausgehen könne. Aus Berliner Sicht musste man mit einem künftigen Krieg mit Russland rechnen, und er schien 1916 oder 1917 sehr viel gefährlicher als jetzt, im Sommer 1914. Das aber erhöhte die Bereitschaft, mit der eigenen Politik ein deutlich höheres Risiko einzugehen.

Entscheidend für die Frage der Verantwortung in der Julikrise ist aber nicht allein die Frage der Eskalation – zu ihr trugen alle Beteiligten bei: in Belgrad, Wien und Berlin genauso wie in St. Petersburg, Paris und London. Von mindestens ebenso großer Bedeutung ist die Frage, wo der Schlüssel zur Deeskalation lag.<sup>32</sup> Gerade hier aber kam Deutschland und auch Großbritannien eine ganz besondere Verantwortung zu: Beide hatten 1912/13 bewiesen, wie eine erfolgreiche Krisenlösung aussehen konnte. Aber mit dem deutschen Blankoscheck für Österreich-Ungarn zu einem frühen Zeitpunkt der Krise ging man in Berlin bewusst ein enormes

Risiko ein. Man wollte die Krise zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zum Testfall machen – im klaren Bewusstsein dafür, dass sich diese Krise zum Weltkrieg auswachsen konnte. Die deutsche Risikostrategie, es darauf ankommen zu lassen, wie weit Russland gehen würde und ob es zum Krieg letztlich bereit war oder nicht, traf zugleich auf die russisch-französische Bereitschaft, die Balkankrise zum Anlass für einen großen Konflikt zu machen. Die britische Position schließlich blieb zu lange zu unklar und nährte immer wieder widerstreitende Hoffnungen: auf eine britische Neutralität bei den Regierungen in Berlin und Wien oder eine Intervention in Paris und St. Petersburg. Diese Konstellation schränkte den Spielraum für eine Deeskalation der Krise im Gegensatz zu 1912/13 massiv ein.

Aber es gab weitere Faktoren, die über die unterschiedlichen Motivlagen der Akteure hinausgingen. Erst aus den Interaktionen zwischen ihnen ergab sich eine Dynamik, in der sich in der subjektiven Wahrnehmung die Handlungsspielräume immer mehr verengten:

(1) Der Krieg als Prinzip, als Szenario, als Möglichkeit war vor 1914 vielfach präsent. Aber Europa erlebte seit 1871 auch die längste anhaltende Friedensperiode seiner Geschichte, und allen imperialen Expansionen zum Trotz eskalierte keine der aus ihnen resultierenden Krisen zu einem großen europäischen Krieg. Eine einfache kausale Kontinuität von den außereuropäischen Konfliktzonen und der besonderen Gewalt in Kolonialkriegen zum August 1914 gab es nicht. Im Gegenteil bewies jede Krise, die vor 1914 erfolgreich eingedämmt wurde, dass das internationale System in der Lage war, Interessengegensätze und Machtkonflikte in den Kolonialräumen oder in den europäischen Peripherien wie auf dem Balkan zu lösen – doch gerade hier war auch der Preis für diese Deeskalation besonders erkennbar: Denn die Bereitschaft zum Kompromiss sank im gleichen Ausmaß, in dem die Regierungen ihr Prestige durch die Versuche der Einhegung von Kriegen beschädigt sahen. Diese Schwelle war spätestens mit den Balkankriegen für Österreich-Ungarn und Russland erreicht. In diesem Moment begann eine mögliche Vorgeschichte des großen Krieges.

(2) Ein weiterer Faktor war das Missverhältnis zwischen Kriegsszenarien und Kriegsplanungen einerseits und Kriegsvorbereitungen sowie Kriegszielen andererseits: Wohl existierten vor 1914 auf allen Seiten zahlreiche detaillierte Kriegsplanungen und Szenarien, mit denen die militärischen Experten auf einen Kriegsausbruch reagieren würden: der

deutsche Schlieffenplan, der französische Plan XVII, die russischen Aufmarschpläne für einen Angriff auf Ostpreußen und Galizien – aber eine präzise Definition von konkreten Kriegszielen und eine ihnen entsprechende Vorbereitung auf die Möglichkeit eines langen Krieges fehlte auf allen Seiten. Je detaillierter die militärischen Planungen sich vor 1914 entwickelten, je vehementer die Militärs auf die Eigenlogik und Eigendynamik von Rüstungen und Mobilmachungen verwiesen und damit einen Zeitdruck für anstehende Entscheidungen aufbauten, umso deutlicher fiel dieser Unterschied auf. Daraus resultierte eine Mischung aus weitgehender Konzeptionslosigkeit und einem Vakuum in den Entscheidungsprozessen selbst.<sup>33</sup>

Diese Uneindeutigkeit aber ließ Interpretationsspielräume zu, die wiederum Fehlentscheidungen begünstigten. Die in Berlin bis zum Schluss verbreitete Annahme, Großbritannien werde sich neutral verhalten, war vielleicht das wichtigste und folgenreichste Beispiel dafür. Die individuellen Reaktionen erwiesen sich immer wieder als höchst situativ, erratisch und damit unberechenbar. Erst vor diesem Hintergrund konnten die von den Militärs vorgetragenen operativen Handlungszwänge ein Eingegewicht erlangen, denn sie versprachen in einer Situation vielfältiger, auch einander widersprechender Informationen immerhin eine scheinbar rationale Handlungsgrundlage. Den deutschen Politikern und Militärs vor diesem Hintergrund – bei aller Verantwortung für die Krise des Juli 1914 – eine langfristige, ungebrochene Intention zum Angriffskrieg zu unterstellen, hieße, den beteiligten Akteuren eine Wahrnehmungsstärke und Handlungsrationale zu unterstellen, die gerade in den entscheidenden Wochen, Tagen und Stunden fehlte. Die entscheidenden Phasen der Krise offenbarten weniger kühle Rationalität und Konsequenz, sondern vielmehr persönliche Überforderung.

(3) Paradox war, was man etwas zugespitzt ein asymmetrisches Risikomanagement nennen könnte. Während das Risiko eines Kriegsausbruchs durch die realen Kriegsmittel – von der Wehrpflicht und den Massenheeren bis zum Maschinengewehr und der enorm verstärkten Feuerkraft der Artillerie – bis zum Sommer 1914 begrenzt wurde, war das Risiko der Konsequenzen eines einmal ausgebrochenen Krieges umso größer. Aber das auf Gleichgewichtsvorstellungen beruhende Staatensystem setzte die Möglichkeit zum Krieg voraus, um glaubwürdig funktionieren zu können, so wie ohne das prinzipielle Mittel des Krieges als legitimes Mittel der

Politik staatliche Souveränität für die meisten Zeitgenossen nicht vorstellbar war. Eine supranationale Konzeption internationaler Sicherheit mit Aussicht auf konkrete Umsetzung war vor 1914 nicht erkennbar. All dies blendete aber die Folgen eines Krieges weitgehend aus.

(4) Schließlich ergab sich ein weiterer Aspekt im Blick auf den Charakter der internationalen Bündnisse und Absprachen. Die zeitgenössische Wahrnehmung wie auch die spätere Beurteilung durch die Historiker lief auf eine vor 1914 intensiviertere Blockbildung zwischen Dreibund und sogenannter Triple Entente hinaus. Diese festen Allianzen hätten alternative Optionen immer weniger zugelassen und die Flexibilität des internationalen Systems eingeschränkt. Die bei deutschen Politikern und Militärs so prominente Furcht vor der „Einkreisung“ verstärkte dieses Denken in den Kategorien der Zugehörigkeit zu vermeintlichen Bündnissystemen. Doch handelte es sich keinesfalls um kohärente Bündnisse, im Gegenteil. Die britischen Ententes mit Frankreich und Russland waren zunächst genau das: Verständigungen, die vor 1914 zwar auch militärische Kooperationen zuließen, aber nicht in kohärenten Offensivbündnissen mündeten. Im Sommer waren koloniale Krisenpunkte entschärft, aber eine Garantie für die Zukunft, zumal in Asien, war das nicht. Im Dreibund waren die Interessengegensätze zwischen der Habsburgermonarchie und Italien um die Irredenta offenkundig. Daher trug nicht die Verfestigung der Bündnissysteme vor 1914, sondern im Gegenteil die unabgeschlossene Blockbildung zur Kriseneskalation bei, weil davon wiederum ein Moment der Uneindeutigkeit und Unberechenbarkeit ausging.

In der Julikrise spekulierte man immer wieder über die Möglichkeit, die Bündnisse aufzubrechen und einzelne Akteure aus dem Konflikt herauszuhalten, so in der österreichischen Hoffnung auf Zurückhaltung Russlands bei Übergabe des Ultimatums an Serbien oder in der deutschen Hoffnung auf die britische Neutralität bei einem deutschen Angriff auf Frankreich über Belgien. Das aus der Hoffnung, bestimmte Großmächte aus dem Konflikt herauszuhalten zu können, abgeleitete Handeln führte aber erst recht dazu, dass diese Mächte sich in den Konflikt einschalteten. Das galt für Russland und mehr noch für Großbritannien. Gegenseitige Fehlwahrnehmungen und unklare Signale ließen das Kapital der Berechenbarkeit erodieren.

Trotz des hohen situativen Risikos, der Kriegsträchtigkeit der Konstellation im Sommer 1914, hätte eine erfolgreiche Krisenlösung auch ganz andere Entwicklungsperspektiven für die internationalen Beziehungen

eröffnen können. Ein überzeugend starkes Bündnis zwischen Russland, Frankreich und Großbritannien hätte auf der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns auch die Kompromissbereitschaft verstärken können, und mit den außereuropäischen Kolonien existierten zugleich Räume, die für Kompensationen infrage kamen. Das mochte in der konkreten Situation von 1914 unwahrscheinlicher geworden sein, als es noch in den Krisen von 1911 bis 1913 gewesen war. Aber ausgeschlossen war es nicht. Auch hier erscheint es wesentlich, sich die relative Offenheit der historischen Situation nicht vorschnell vom historischen Ergebnis her verstellen zu lassen.<sup>34</sup>

(5) War der Krieg also absurd angesichts des Kontrasts zwischen Überplanung, Gewaltexplosion und schier unendlichen Mobilisierungsenergien auf der einen und dem Vakuum an Zielen und Vorbereitungen auf der anderen Seite? War er gar ironisch, weil sich schon hier das Ungleichgewicht von Erwartungen und Realitäten andeutete?<sup>35</sup> Absurdität und Ironie sind Kategorien, die sich vor allem aus der Retrospektive einstellen. Die Zeitgenossen selbst, zumal die politischen und militärischen Akteure, handelten unter dem Eindruck zahlreicher Informationen und vieler subjektiver Wahrnehmungen in immer kürzerer Frist. Ihre Folgerungen daraus mündeten häufig in Unterstellungen darüber, welche Pläne die Gegenseite verfolgte. Dabei dominierte das, was auch nachfolgende Historiker immer wieder getan haben: Auch die unmittelbaren Zeitgenossen operierten mit der unterstellten Rationalität der Gegenseite, mit Wirkungs- und Zielannahmen, setzten also Intentionen voraus, von denen man nicht wissen konnte, ob sie so zutrafen. Aus diesem diffusen Zusammenwirken von Ereignissen und Unterstellungen entstand im Juli 1914 eine eigene Realität, eine Wirklichkeit der subjektiv fortschreitend reduzierten Handlungsoptionen. Es gab im Sommer 1914 wohl immer wieder eine je eigene Logik und Rationalität einzelner Akteure im Blick auf das eigene Handeln. Aber immer wieder ließ dies die Abschätzung von Folgewirkungen und möglichen Wahrnehmungen dieser Handlungen bei anderen außer Acht.

(6) Alle Seiten und alle Akteure operierten mit der Möglichkeit des Krieges an sich, eines erwünschten oder befürchteten, jedenfalls eines imaginierten Krieges. Das aber war nicht der Krieg, der sich dann sehr rasch in der Wirklichkeit entfaltete, und nie zuvor fielen verbreitete Kriegsvorstellungen und Kriegswirklichkeiten so radikal auseinander wie nach dem 4. August 1914. Auch wenn sich seit 1900 die Wahrscheinlichkeit eines

größeren Konflikts zwischen den rivalisierenden, von innen und außen bedrohten multiethnischen Großreichen Russlands, der Doppelmonarchie und des Osmanischen Reiches im südöstlichen Europa erhöhte: Weder der Kriegsausbruch im Sommer 1914 noch die Eskalation des regionalen Konflikts in den europäischen und globalen Krieg waren determiniert. Andere Szenarien waren sehr wohl möglich. Das zu konstatieren heißt wiederum nicht, die besonderen Kennzeichen der Krise des Sommers 1914 und die spezifischen Ausgangslagen der einzelnen Staaten zu übersehen. Beides gehört zur Analyse dieser verdichteten historischen Situation.

Anders als in früheren Krisen kamen im Sommer 1914 weder die für die internationalen Beziehungen bis dahin charakteristische Flexibilität noch die Fähigkeit zum Kompromiss zum Tragen, auch wenn es einzelne Ansätze dazu bis zum Schluss gab, etwa in den Versuchen, die Krise mit einer Art von Strafexpedition, etwa einer zeitweisen Besetzung Belgrads zu lokalisieren und zugleich durch eine Konferenz der Großmächte die Krisenlösung zu internationalisieren. Aber zu diesem Zeitpunkt waren solche Handlungsoptionen bereits verbaut, weil sie in der Wahrnehmung zumal in Wien und St. Petersburg bereits mit einer Einbuße an Prestige verbunden gewesen wären. Hinzu traten die zunehmend reduzierten politischen Reaktionszeiten. Dies ging wesentlich auf das Drängen der Militärs zurück. Vor allem in Deutschland und Österreich fehlten letztlich starke politische Gegengewichte in den Regierungen und Parlamenten, um diese militärischen Eigenlogiken und Mechanismen noch einmal zu durchbrechen. Vor diesem Hintergrund gewannen subjektive Einschätzungen, auch Panikreaktionen, durch Überforderung hervorgerufene Widersprüche und Unklarheiten ein Eigengewicht, das nicht mehr korrigiert werden konnte, weil jede Suche nach Alternativoptionen in der Endphase der Krise als Schwäche erschien, als vergebene Chance schon am Beginn des Krieges – dafür aber wollte sich niemand später verantworten müssen.

(7) Hier wird eine vielleicht entscheidende Dimension erkennbar. Die Julikrise war eine exemplarische Vertrauenskrise. Als solche erschwerte sie den Umgang mit Sicherheitsrisiken und verhinderte selbst ein Minimum an Berechenbarkeit. Mit Niklas Luhmann kann man Vertrauen als Möglichkeit verstehen, Komplexität zu reduzieren, um damit Risiken besser kalkulieren zu können: Weil der Mensch nie alle Handlungen eines anderen einschätzen und lenken kann, und die perfekte Kontrolle des anderen unmöglich ist, entspricht es einer rationalen Strategie, dem anderen ab einem gewissen Punkt zu vertrauen und so einen Austausch

zwischen Akteuren zuzulassen, der die Eigenlogik von gegenseitigen Unterstellungen und Fehlwahrnehmungen durchbricht. Weil dieses Vertrauen aber in der Krise 1914 fehlte, gab es kein Regulativ für die durch immer mehr Akteure und Handlungsebenen zunehmende Komplexität und die Vielzahl von unterstellten Plänen und Zielen, welche die einzelnen Akteure überforderten. Das in bestimmten Momenten noch aufkeimende Vertrauen in Individuen im Sinne des englischen „trust“, wie es zwischen den Monarchen oder auch zwischen einzelnen Politikern und Botschaftern aufschien, konnte den Mangel an Vertrauen auf Institutionen, an Systemvertrauen im Sinne von „confidence“ nicht mehr kompensieren: Eine Grundkategorie politischer Ordnung versagte.<sup>36</sup> Als soziales Kapital, das es zu erhalten und vermehren galt, um nicht nur die Leistungsfähigkeit von Gesellschaften, sondern auch die der internationalen Beziehungen aufrechtzuerhalten, fiel diese Kategorie im Juli 1914 aus, und der Verlust dieses Vertrauenskapitals ließ sich auch nicht mehr ausgleichen. In dieser Krise zeigte sich, dass die Hauptbedingung von Vertrauenserfordernissen weniger im Fehlen von Macht, sondern im Fehlen von verlässlichen Informationen lag.<sup>37</sup>

Warum aber fehlte in dieser Krise das gegenseitige Vertrauen, das ein Minimum an Berechenbarkeit möglich gemacht hätte? Vertrauen setzt eine bestimmte Risikobereitschaft voraus, die wiederum die Fähigkeit bedingt, eine mögliche zukünftige Entwicklung abzuschätzen. Das Risiko der möglichen Folgen eines einmal ausgebrochenen Krieges schien vielen führenden Akteuren von 1914 offenkundig geringer als das Risiko, durch eine deeskalierte Krise einen internationalen Ansehensverlust zu erleiden. Vor diesem Hintergrund fehlte es an Vertrauen, weil die meisten Akteure fürchteten, man könne die Vertrauensvorleistung als Ausdruck einer geschwächten Position deuten. Dazu trug wesentlich das durch die vorherigen Konfliktsituationen enorm verstärkte Prestigedenken bei, das sich mit zunehmender Dauer der Krise immer mehr vom Attentat von Sarajewo als ursprünglichem Kern des Konflikts abkoppelte. In gewisser Weise war das der Preis für die früher gelungenen Deeskalationen in den Marokkokrisen und Balkankriegen. Die führenden Politiker und Militärs glaubten sich auf ihre eigene Stärke, wenn nicht Autonomie, auf die Überlegenheit der eigenen Pläne, Armeen und Waffen verlassen zu können, die vor allem von den deutschen Militärs angesichts der subjektiv wahrgenommenen internationalen „Einkreisung“ stark betont wurde. Mit der Anwendung massiver Kriegsgewalt schien eine radikale Alternative zur Verfügung zu

stehen, um der Komplexität der Konstellation zu entkommen. Schließlich verminderte der subjektiv wahrgenommene Zeit- und Problemdruck nach der Überschreitung bestimmter Krisenschwellen die Chancen, noch eine wirksame Vertrauensbasis zwischen den Akteuren herzustellen.

(8) In Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ beschließt der Mathematiker Ulrich 1913, für ein Jahr „Urlaub vom Leben“ zu nehmen. Doch sein Vater bewegt ihn, sich bei einem einflussreichen Beamten um eine Stelle zu bewerben. Es geht um die Vorbereitung eines Doppeljubiläums, des siebenzigjährigen Thronjubiläums von Kaiser Franz Joseph und des dreißigsten Regierungsjahres Kaiser Wilhelms II. im Jahr 1918. Der Vorbereitungskreis nennt sich daher „Parallelaktion“. An dieser Aufgabe aber scheitern im Roman alle Protagonisten, die nur noch spezialisierte Lebensbereiche vertreten, aber keine universelle Idee mehr finden, auf die sich alle einigen könnten. So scheiterten auch die Akteure im Sommer 1914 – Monarchen und Regierungschefs, Außenminister und Militärs – an konkurrierenden und widerstreitenden Handlungslogiken, an gegenseitigen Unterstellungen und Wahrnehmungen, die ihre eigene Realität schufen. Die Stabilität der internationalen Ordnung und die Friedenssicherung als übergreifende Ideen waren zu einem Deckmantel geworden, unter dem sich die Interessengegensätze nicht mehr ohne Prestigeverlust ausgleichen ließen, während sich die subjektive Wahrnehmung möglicher alternativer Wege aus der Krise immer mehr verengte. Robert Musil versuchte, die doppelte Dimension der Wirklichkeit seiner Gegenwart mit den Begriffen des Möglichkeits- und des Wirklichkeitssinns zu erfassen: „Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt [...] dann muss es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muss geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müsste geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, dass es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.“<sup>38</sup> In diesem Sinne fehlte den Akteuren in der Krise des Sommers 1914 beides: Ihr Wirklichkeitssinn wurde geprägt von eingeschränkten Perspektiven und speziellen Handlungszwängen, vom Denken in Zeitfenstern wie zumal bei den Militärs. Ihr Möglichkeitssinn aber war kein Denken in alternativen Szenarien, sondern äußerte sich als Unterstellung und negative Handlungslogik: Gegen

die der Gegenseite unterstellten Absichten musste man sich verteidigen. Um nicht von vornherein in eine schwache Position zu geraten, musste man auch immer wieder präventiv handeln. Das subjektive Selbstbild aller, angegriffen worden zu sein und sich auf legitime Art zu verteidigen, konnte die Spirale der Eskalation am Schluss nicht mehr stoppen.

## V. Ausblick: Hermetische Logiken und Möglichkeitswissen

Als man einige Monate nach Kriegsausbruch, schon mitten im Krieg, in den Stehsatz-Regalen im Berliner Ullstein-Haus nach Blei suchte, fand sich dort der bereits gesetzte Leitartikel des Berliner Journalisten Arthur Bernstein für die „Berliner Morgenpost“ vom 31. Juli 1914.<sup>39</sup> Wegen der Verkündung drohender Kriegsgefahr war er nicht veröffentlicht worden. Der Artikel analysierte klarsichtig die Situation mit dem Wissen eines gut informierten zeitgenössischen Journalisten ohne besonderes Geheimwissen von diplomatischen Akteuren, und er kam zu dem Schluss, dass die Prämissen der Kriegsbefürworter sämtlich falsch waren. Das Ergebnis würde ein europäischer Krieg mit weltweiten Konsequenzen und eine neuartige Verbindung von Krieg und Revolution sein: „Darum also im letzten Augenblick: Die Kriegshetzer verrechnen sich. Erstens: Es gibt keinen Dreibund. Italien macht nicht mit, jedenfalls nicht mit uns; wenn überhaupt, so stellt es sich auf die Seite der Entente. Zweitens: England bleibt nicht neutral, sondern steht Frankreich bei; entweder gleich oder erst in dem Augenblick, da Frankreich ernstlich gefährdet erscheint. England duldet auch nicht, dass deutsche Heeresteile durch Belgien marschieren, was ein seit 1907 allgemein bekannter strategischer Plan ist. Kämpft aber England gegen uns, so tritt die ganze englische Welt, insbesondere Amerika, gegen uns auf [...] Drittens: Japan greift Russland nicht an, wahrscheinlich aber uns in freundlicher Erinnerung an unser feindliches Dazwischentreten beim Frieden von Schimonoseki. Viertens: Die skandinavischen Staaten (unsere ‚germanischen‘ Brüder) werden uns verkaufen, was sie entbehren können, aber sonst sind sie uns nicht zugeneigt. Fünftens: Österreich-Ungarn ist militärisch kaum den Serben und Rumänen gewachsen. Wirtschaftlich kann es sich gerade drei bis fünf Jahre selbst durchhungern. Uns kann es nichts geben. Sechstens: Eine Revolution in Russland kommt höchstens erst dann, wenn die Russen

unterlegen sind. Solange sie gegen Deutschland mit Erfolg kämpfen, ist an eine Revolution nicht zu denken.“<sup>40</sup>

In den wesentlichen Punkten nahm diese Analyse die weiteren Entwicklungen zutreffend vorweg. Bernstein bewies, dass dieses Möglichkeitswissen vorhanden war. Liest man den Text vor dem Hintergrund der zeitgleich eskalierenden Krise, der politischen und militärischen Entscheidungsabläufe und der immer wieder konkurrierenden Handlungslogiken, dann offenbart er, wie hermetisch abgeschlossen diese Ebenen und Akteurskreise längst waren und wie sehr sich hier eine eigene, gleichsam imaginierte Wirklichkeit herausgebildet hatte, in der vermeintlich ausweglose Szenarien dominierten, in der solche klarsichtigen Analysen der Gesamtsituation und ein Denken in alternativen Abläufen nicht mehr möglich waren. Das machte den Krieg immer noch nicht zu einer Notwendigkeit, aber es erhöhte seine Wahrscheinlichkeit erheblich.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Krieg-mobil, zitiert nach: *Bernd Ulrich, Jakob Vogel, Benjamin Ziemann* (Hrsg.), *Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871–1914. Quellen und Dokumente*, Frankfurt a.M. 2001, 215–216.
- <sup>2</sup> Die Argumentation und Darstellung folgt meinen Überlegungen in *Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, 5. Aufl., München 2014, Kap. II.3. und II.4. sowie III.1.
- <sup>3</sup> Vgl. im Folgenden ebd., 48–74.
- <sup>4</sup> *Madeleine Herren*, *Hintertüren zur Macht. Internationalismus und modernisierungsorientierte Außenpolitik in Belgien, der Schweiz und den USA*, München 2000, 18–51; dies., *Internationale Organisationen seit 1865. Eine Globalgeschichte der internationalen Ordnung*, Darmstadt 2009, 26–42.
- <sup>5</sup> *Bernard Degen*, *Basel im Zentrum der Friedensbewegung*, in: ders., Heiko Haumann, Ueli Mäder, Sandrine Mayoraz, Laura Polexe, Frithjof Benjamin Schenk (Hrsg.), *Gegen den Krieg. Der Basler Friedenskongress 1912 und seine Aktualität*, Basel 2012, 30–41; *Bernard Degen*, *Die europaweite Ausstrahlung des Kongresses*, in: ebd., 142–149.
- <sup>6</sup> *Georg Malkowsky* (Hrsg.), *Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild*, Berlin 1900, V.
- <sup>7</sup> *Colmar von der Goltz*, *Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit*, Berlin 1899, 424–429, zit. nach: Ulrich, Vogel, Ziemann (Hrsg.), *Untertan in Uniform* (Anm. 1), 202–203.
- <sup>8</sup> *Panajotis Kondylis*, *Theorie des Krieges. Clausewitz – Marx – Engels – Lenin*, Stuttgart 1988, 119–121; [*Alfred Graf von Schlieffen*], *Der Krieg in der Gegenwart*, in: *Deutsche Revue. Eine Monatsschrift* 34 (1909), 13–24, 15, 18–19 und 24, zit. nach: Ulrich, Vogel, Ziemann (Hrsg.), *Untertan in Uniform* (Anm. 1), 193–195.
- <sup>9</sup> *Herbert Spencer*, *The Man versus the State*, in: *ders.*, *Political Writings*, Cambridge 1994, 61–175, 170–172.

- <sup>10</sup> *Johann von Bloch*, Der Krieg. Übersetzung des russischen Werkes des Autors: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung, 6 Bde., Berlin 1899, hier: Bd. 1, XV und XVII–XVIII; *James J. Sheehan*, Kontinent der Gewalt. Europas langer Weg zum Frieden, München 2008, 54–56.
- <sup>11</sup> *Norman Angell*, The Great Illusion, A Study of the Relation of Military Power to National Advantage, 3. Aufl., London 1911, 40–43; *Sheehan*, Kontinent der Gewalt (Anm. 10), 58–60; *Martin Ceadel*, Living the Great Illusion. Sir Norman Angell, 1872–1967, Oxford 2009, 87–152.
- <sup>12</sup> Vgl. im Folgenden *Leonhard*, Die Büchse der Pandora (Anm. 2), 74–82.
- <sup>13</sup> *Wolfgang Kruse*, Imperialismus und Kriegspolitik, in: ders. (Hrsg.), Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918, Frankfurt a.M. 1997, 11–54, 12–25.
- <sup>14</sup> *Eckart Kehr*, Schlachtflottenbau und Parteipolitik, 1894–1901. Versuch eines Querschnitts durch die innenpolitischen, sozialen und ideologischen Voraussetzungen des deutschen Imperialismus, Berlin 1930, 445–448; *Volker Rolf Berghahn*, Der Tirpitz-Plan. Genesis und Verfall einer innenpolitischen Krisenstrategie unter Wilhelm II., Düsseldorf 1971, 129–157; *Hans-Ulrich Wehler*, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3: Von der Deutschen Doppelrevolution bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914, München 1995, 1152–1168.
- <sup>15</sup> *William Mulligan*, The Origins of the First World War, Cambridge 2010, 175–176; *Kruse*, Imperialismus und Kriegspolitik (Anm. 13), 17–20.
- <sup>16</sup> *Jakob Vogel*, Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen“ in Deutschland und Frankreich, 1871–1914, Göttingen 1997, 279.
- <sup>17</sup> *Patrick Bahners*, System der Hellhörigkeiten. Die europäischen Mächte vor dem Ersten Weltkrieg, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 273 (1993), N5; *Friedrich Kießling*, Gegen den „großen Krieg“? Entspannung in den internationalen Beziehungen 1911–1914, München 2002, 324.
- <sup>18</sup> *Jörg Fisch*, Europa zwischen Wachstum und Gleichheit 1850–1914, Stuttgart 2002, 351–359.
- <sup>19</sup> *Jörn Leonhard*, *Ulrike von Hirschhausen*, Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert, 2. Aufl., Göttingen 2010.
- <sup>20</sup> *Frederic Morton*, Thunder at Twilight. Vienna 1913/1914, Cambridge 2001; *Florian Illies*, 1913. Der Sommer des Jahrhunderts, 4. Aufl., Frankfurt a.M. 2012; *Charles Emmerson*, 1913. In Search of the World before the Great War, New York 2013.
- <sup>21</sup> *Robert Musil*, Der Mann ohne Eigenschaften, Bd. 1: Erstes und Zweites Buch, Hamburg 1978, 476; *Philipp Blom*, Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914, München 2008, 476.
- <sup>22</sup> Vgl. im Folgenden *Leonhard*, Die Büchse der Pandora (Anm. 2), 83–127.
- <sup>23</sup> *Josef Kohler*, Der Prozess gegen die Attentäter von Sarajewo, nach dem amtlichen Stenogramm der Gerichtsverhandlung aktenmäßig dargestellt, Berlin 1918, 158–159; *Peter Koerner* (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg 1914–1918, Bd. 1: Vormarsch und Stellungskrieg, München 1968, 16–18; *Annika Mombauer*, Die Julikrise. Europas Weg in den Ersten Weltkrieg, München 2013, 32–33.
- <sup>24</sup> *Lawrence Sondhaus*, Franz Conrad von Hötzendorf. Architekt der Apokalypse, Wien 2003, 140–142.
- <sup>25</sup> *Christopher Clark*, The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914, London 2012, 404–412.
- <sup>26</sup> *Klaus Hildebrand*, Bethmann Hollweg – der Kanzler ohne Eigenschaften? Urteile der Geschichtsschreibung, Düsseldorf 1970, 30; *Wolfgang Justin Mommsen*, Die deutsche

- Kriegszielpolitik 1914–18, in: Walter Laqueur, George L. Mosse (Hrsg.), Kriegsausbruch 1914, 2. Aufl., München 1972, 60–100, 283–297.
- <sup>27</sup> *Stefan Schmidt*, Frankreichs Außenpolitik in der Julikrise 1914. Ein Beitrag zur Geschichte des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges, München 2009, 355–378; *Gerd Krumeich*, Aufrüstung und Innenpolitik in Frankreich vor dem Ersten Weltkrieg. Die Einführung der dreijährigen Dienstpflicht, Wiesbaden 1980, 219–271.
- <sup>28</sup> *Clark*, The Sleepwalkers (Anm. 25), 562.
- <sup>29</sup> Vgl. im Folgenden *Leonhard*, Die Büchse der Pandora (Anm. 2), 118–127.
- <sup>30</sup> *Clark*, The Sleepwalkers (Anm. 25), 555–562.
- <sup>31</sup> Zit. nach: *Mombauer*, Die Julikrise (Anm. 23), 10.
- <sup>32</sup> *Volker Ullrich*, Zündschnur und Pulverfass, in: Die Zeit 38 (2013), 53.
- <sup>33</sup> *Stig Förster*, Im Reich des Absurden: Die Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: Bernd Wegner (Hrsg.), Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten, Paderborn 2000, 217–252, 248–250; *ders.*, Vorgeschichte und Ursachen des Ersten Weltkrieges, in: Rainer Rother (Hrsg.), Der Weltkrieg 1914–1918. Ereignis und Erinnerung, Berlin 2004, 34–41, 41.
- <sup>34</sup> *Fisch*, Europa zwischen Wachstum und Gleichheit (Anm. 18), 358.
- <sup>35</sup> *Paul Fussell*, The Great War and Modern Memory. With a New Introduction by Jay Winter, Oxford 2013, 7; *Förster*, Vorgeschichte und Ursachen (Anm. 33), 41; *Roger Chickering*, Ein Krieg, der nicht vergehen will. Zur Frage des methodischen Fortschritts in der Historiographie des Ersten Weltkriegs, in: Sven Oliver Müller, Cornelius Torp (Hrsg.), Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse, Göttingen 2009, 281–289, 283.
- <sup>36</sup> *Niklas Luhmann*, Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, 3. Aufl., Stuttgart 1989, 1–8; *Adam B. Seligman*, The Problem of Trust, Princeton 2000, 169–175; *Ute Frevert*, Vertrauen – eine historische Spurensuche, in: dies. (Hrsg.), Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003, 7–66.
- <sup>37</sup> *Anthony Giddens*, Konsequenzen der Moderne, Frankfurt a.M. 1995, 48; *Martin Hartmann*, Einleitung, in: ders., Claus Offe (Hrsg.), Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts, Frankfurt a.M. 2001, 7–34, 15.
- <sup>38</sup> *Musil*, Der Mann ohne Eigenschaften (Anm. 21), Bd. 1, 16.
- <sup>39</sup> Vgl. im Folgenden *Leonhard*, Die Büchse der Pandora (Anm. 2), 105–106.
- <sup>40</sup> Zit. nach: *Peter de Mendelssohn*, Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse, Berlin 1959, 253; *Emil Ludwig*, Juli 14. Vorabend zweier Weltkriege, Hamburg 1961, 97–98; *Kurt Koszyk*, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968, 99.